

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Herausgeber: [s.n.]
Band: 16 (2009)
Heft: 3

Buchbesprechung: Die Politik der grossen Zahlen : Eine Geschichte der statistischen Denkweise [Alain Desrosières]

Autor: Weber, Koni

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Literatur zum Thema

Comptes rendus thématiques

Alain Desrosières Die Politik der grossen Zahlen Eine Geschichte der statistischen Denkweise

Springer Verlag, Berlin, 2005, 434 S., € 29,95

Alain Desrosières Buch *Die Politik der grossen Zahlen. Eine Geschichte der statistischen Denkweise*, das 1993 auf Französisch erschienen und 2005 auf Deutsch übersetzt worden ist, ist mittlerweile zu einem Standardwerk der Wissenschaftsgeschichte geworden. Desrosières verbindet darin die Geschichte der Formalismen und Werkzeuge der Statistik mit einer Geschichte ihrer Institutionen und sozialen Anwendungen. Auf diese Weise entsteht eine «Konkrete Geschichte der Abstraktion», (360) die unzählige Knoten aufknüpft, Fäden entwirrt und vormals lose Enden wieder als solche erkennbar macht.

Ausgangspunkt des Buches ist die These, dass die moderne Statistik ihre Überzeugungskraft in erster Linie aus der Verknüpfung von Stabilisierungsprinzipien des Staates und der Wissenschaft schöpfe. Desrosières untersucht deshalb zunächst jene Zeit, als diese Bereiche noch nicht untrennbar miteinander verbunden waren. Er rekonstruiert im ersten Kapitel die institutionellen Wurzeln der Verwaltungsstatistik in Deutschland, England und Frankreich und skizziert im zweiten Kapitel das Auftreten der Wahrscheinlichkeitsrechnung ab dem 17. Jahrhundert.

Die wissenschaftliche Spur der statistischen Methoden verfolgt er in den Kapiteln 3 und 4 anhand der Begriffe des Mittelwertes und der Korrelation. Desrosières zeigt dabei, wie voraussetzungs- und folgenreich die Konstruktion des heute

unverdächtigen Begriffs des statistischen «Mittelwertes» war. Eines Konzeptes, das es seiner Ansicht nach erst möglich machte, «auf der Grundlage statistischer Berechnungen mit makrosozialen Objekten umzugehen». (81) Als Kronzeuge nennt er den belgischen Mathematiker und Astronomen Adolphe Quételet, der Mitte des 19. Jahrhunderts den Begriff des *homme moyen* geprägt hat. Quételet verschmolz im Bild des Durchschnittsmenschen zwei vormals unvereinbare Arten von Mittelwerten: den objektiven Mittelwert, der sich aus mehreren Messungen desselben Objektes ergab und den subjektiven Mittelwert, der die «zentrale Tendenz» von Messungen unterschiedlicher Objekte derselben Klasse bezeichnete – zum Beispiel die durchschnittliche Körpergrösse einer Population.

Mithilfe des Bernoulli'schen «Gesetzes der grossen Zahl» sei es Quételet gelungen, die Abweichungen von Messungen bei beiden Arten von Mittelwerten als Messfehler aufzufassen. Dies verlieh den sozialen Eigenschaften seines Durchschnittsmenschen eine Realität unabhängig von ihren kontingenten Manifestationen. Abweichungen von der «zentralen Tendenz» konnte Quételet nun als Unvollkommenheiten bei der Realisierung des Modells auffassen. Dieser Punkt war entscheidend, denn damit stellten beobachtete Abweichungen nicht mehr das Modell in Frage, sondern das Modell die Abweichungen. (86)

In den Kapiteln 5 und 6 rekonstruiert Desrosières detailreich die nationalen Entwicklungspfade von Statistik und Staat in Deutschland, Grossbritannien, Frankreich und den USA und untersucht dann in

den weiteren Kapiteln, wie sich staatliche und wissenschaftliche Traditionen im 19. Jahrhundert zusehends verschränkten und dabei einen öffentlichen Raum voller neuer Objekte und Regeln hervorbrachten.

In diesem Prozess sei die staatliche Statistik besonders stark auf der kognitiven Ebene wirksam geworden, argumentiert Desrosières im achten Kapitel. Konventionen wie «Arbeitslosigkeit» oder «Kriminalität» hätten erst auf der Grundlage staatlicher Verwaltungspraxis eine genügend stabile Kodierung und Klassifizierung erhalten, sodass sie schliesslich zum Gegenstand von politischen Debatten und Interventionen werden konnten. Desrosières weist in diesem Zusammenhang auf einen Stabilisierungsmechanismus hin, der darin bestand, neue statistische Objekte wie Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Kriminalität präzise mit jenen Handlungen gleichzusetzen, die sie bekämpfen sollten, nämlich mit der Praxis von Arbeitsämtern, Krankenhäusern, oder der Polizei. (285)

Schliesslich untersucht Desrosières im neunten Kapitel, wie Ökonometriker um 1930 das Problem der Konjunkturzyklen nicht mehr mit Sonnenflecken oder Venusphasen erklärten, sondern durch mathematische Simulationen zu einer Theorie der Zufallsstörungen (*random shocks*) gelangten waren. Erst mit der Vorstellung, dass zyklische Krisen nicht allein durch externe Faktoren determiniert seien, konnte ein punktuell eingreifen der Regierung in die Wirtschaft als ein Mittel gegen die Krise erscheinen.

Dem Buch ist als Schlussfolgerung eine geraffte Darstellung der statistischen Debatten nach 1950 angefügt, sowie ein Nachwort, welches insbesondere die französische Literatur zum Thema vom Erscheinen der ersten Auflage bis 2000 bespricht und auf Kritik eingeht, die in Rezensionen geäussert wurde.

Alain Desrosières ist mit seinem Forschungsgegenstand selbst eng verbunden.

Von 1965 bis 2001 arbeitete er am Institut national de la statistique et des études économiques (INSEE), wo er zunächst als Statistiker nationale Erhebungen durchführte. Ab Mitte der 1970er-Jahre liess er sich vom wissenschaftssoziologischen Drang, die statistische Blackbox zu öffnen, anstecken und verfasste seither zahlreiche historische Aufsätze zur Geschichte der Statistik. Es ist womöglich dieser aussergewöhnlichen Berufsbiografie zu verdanken, dass Desrosières seinen ambivalenten Standpunkt durchhalten kann, demzufolge statistische Objekte gleichzeitig konstruiert und real sind. Mit seiner Perspektive trägt er dazu bei, inzwischen unproduktiv gewordene Debatten zwischen relativistischen und realistischen Auffassungen zu überwinden.

Sein Werk dürfte als Geschichte der statistischen Disziplin einerseits für ein Publikum von Interesse sein, welches sich professionell mit der Anwendung statistischer Techniken befasst. Denn Desrosières ist mit den einschlägigen Methoden bestens vertraut und liefert eine beispielreiche Ideengeschichte statistischer Verfahren. Andererseits ermöglicht ihm sein genealogischer Blick, selbst «harte» statistische Methoden wie die Partialkorrelation oder die Faktorenanalyse zu entzaubern. Desrosières gelingt es dabei, stark verfestigte Techniken und Objekte als historisch Gewordene kenntlich zu machen und auf jene Debatten zurück zu beziehen, in die sie in strategischer Absicht eingebracht worden sind.

Auf diese Weise wird Statistik als ein Konstruktionsprinzip sichtbar, mit dem einerseits dauerhafte Dinge hergestellt werden und das andererseits erst die Voraussetzungen für einen öffentlichen Raum schafft, in dem diese Dinge verhandelt werden. Desrosières schlägt deshalb vor, Statistik als eine «Sprache der Aktion» (374) zu denken, im Sinne einer auf Konventionen beruhenden Bezugssprache.

Zwar könne das Vokabular und die Syntax dieser Sprache verhandelt und verändert werden. Dabei sei jedoch in Rechnung zu stellen, dass die Objektivität, Stabilität und die Permanenz statistischer Formen vom Umfang der materiellen und kognitiven Investitionen abhängen, die sie in einem langen historischen Prozess hervorgebracht haben. Entsprechend gründlich müsste folglich auch über die Herstellung von Alternativen nachgedacht werden.

Koni Weber (Zürich)

**Amy Dahan, Dominique Pestre
(sous la dir.)
Les Sciences pour la guerre
(1940–1960)**

Editions de l'EHESS, Paris 2004, 404 p., € 30,-

Le 19^e siècle et la première moitié du 20^e siècle ont diffusé massivement l'idée d'une science dont le progrès continu n'était que peu marqué par les à-coups du progrès des sociétés, voire ses plongées dans des crises qui en ont été bien souvent le mode principal. Dans nos anciens livres de catéchisme scientifique, point de crises économiques ou écologiques, point de conflits de civilisation, point de guerres entre les peuples, sauf à titre de parenthèse, de pause dans la croissance et le progrès combiné des sciences et de la civilisation.

A ce discours massivement majoritaire ont répondu de nombreux colloques développant une vision critique, se résumant le plus souvent à la question morale de la responsabilité des savants dans la course aux armements, dans l'innovation guerrière et la folie meurtrière, de la catapulte à la bombe d'Hiroshima.

L'ouvrage d'Amy Dahan et Dominique Pestre ne se situe sur aucun de ces deux registres. Et son propos n'est pas de faire la balance entre les bonnes et mauvaises applications d'une science toujours

bonne dans son essence. Conformément au credo des *sciences studies* dont se réclament ces deux historiens des sciences, qui dirigeaient le centre Alexandre Koyré à l'époque de cette publication, la seule tâche qui vaille sur ce thème de la science et la guerre n'est pas de distribuer blâmes et bons points, mais de comprendre le rôle qu'a joué la guerre dans le fonctionnement *normal* des sciences. Or la première thèse de cet ouvrage est que la guerre, loin d'être la parenthèse que l'on dit dans le flux des innovations scientifiques, en est la matrice même, bien au-delà de la seule industrie des armes. Même si le titre «les sciences pour la guerre» renvoie à des projets scientifiques motivés par des besoins militaires, l'ouvrage traite aussi des projets civils qui n'ont pu se développer après guerre que par les conditions de la recherche créées pendant la guerre.

Un numéro hors série de *La Recherche* (avril–juin 2002) dirigé par Dominique Pestre avait exploré la gamme plus large des rapports entre la science et la guerre sur «400 ans d'histoire partagée» (depuis la Renaissance), et rappelé quelques données intéressantes sur le rôle de la première guerre mondiale. Recadré sur une période 1940–1960, l'ouvrage de 2004 reprend la question discutée dans les séminaires du Centre Koyré, de la spécificité des sciences développées pendant et après la seconde guerre mondiale, l'hypothèse étant «qu'un régime de production et de régulation assez neuf émerge dans ces années, et que les sciences et les modes scientifiques de pensée et d'action y prennent une place tout à fait exceptionnelle». (9) Cette notion de *régime* est à préférer à la vieille notion de mode de production des savoirs trop orientée «produits» – notion reprise par les «modes de production» de la connaissance imaginés par Nowotny, Scott et Gibbons (2001) et critiquée depuis par Dominique Pestre –, et à la notion de paradigme qui, chez Kuhn, associait déjà une dimension